

Zwahr ein gespaltenes Bewusstsein, einen Zerfall der Persönlichkeit »in zweierlei Ich«. Einerseits funktionieren die Menschen scheinbar problemlos, spielen sie die Rolle, die die Parteikader von ihnen erwarten. In Versammlungen riskiert niemand eine unvorsichtige Äußerung: »Die Genossen binden sich die Zunge fest.« Andererseits wird im privaten Kreis kräftig gemeckert und geschimpft, werden Witze erzählt (viele davon gibt das Tagebuch wieder) und wird Westfernsehen geschaut. »Sind wir alle Doppelzüngler, haben wir alle hinten kein Rückgrat mehr? Ein trauriger Zustand, aber viele haben nicht mal Mut zu schweigen.«

Auch Zwahr führt eine Doppelexistenz. Auch er schweigt, wo er protestieren müsste »Nur nicht den Mund riskieren«, rät ihm seine Frau. Doch in seinem Tagebuch »lädt er ab«, hier hält er fest, was ihn bedrückt »Ich fühle mich Ich, wenn ich dieses Buch schreibe ... Hier entwischen sie mir nicht, die mich und dich zwingen,

uns in Karikaturen zu verwandeln, die alles so herrlich finden, absahnen und lobpreisen.«

Zu DDR-Nostalgie, das zeigt dieses einzigartige Tagebuch, besteht nicht der geringste Anlass. Der Alltag in diesem zweiten deutschen Staat war unfreier, niederdrückender, demütigender, als er in der rückschauenden Betrachtung vielfach erscheint. Deutlich wird aber auch, wieviel Unzufriedenheit, wieviel unartikulierter Protest sich hinter der Fassade scheinbarer Loyalität verbarg. Die Selbsterstörung des Regimes begann lange bevor die DDR im Herbst 1989 unterging. Das Jahr 1968, als die Hoffnungen auf einen demokratischen Sozialismus zunichte gemacht wurden, markiert in diesem Prozess eine entscheidende Etappe.

Hartmut Zwahr: Die erfrorenen Flügel der Schwalbe. DDR und »Prager Frühling«. Tagebuch einer Krise 1968-1970. J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 2007, 434 S., € 28,00.

Rolf Boysen

Vom mütterlichen Mythos der Sprache

Theaternotizen II

Rolf Boysen

(* 1920) stand über sechzig Jahre auf Bühnen der Bundesrepublik, davon 35 Jahre an den Münchner Kammerspielen, zuletzt am Residenztheater. 1998 publizierte er das Buch *Nachdenken über Theater*. Derzeit spielt er den Shylock in Shakespeares *Kaufmann von Venedig*.

Das Vergessene ist nicht verloren. Es hat sich nur den Schlingen unseres Gehirns entwunden und führt ein fluktuierendes Wesen (Unwesen!) in unserem Innern. Aber es ist nach wie vor unser Besitz. Nur finden wir es nicht. Wir sind auch nicht immer auf der Suche danach. Nur bemer-

ken wir – manchmal schmerzlich – seinen Verlust.

Es ist wie mit der Brille. Sie liegt immer an derselben Stelle. Wir wissen das. Und dann eines verhängnisvollen Tages ist sie nicht mehr da. Sie hat sich wie ein lebendiges Wesen den Schlingen unseres Gehirns entwunden, hat die eingefahrene Spur der Gewohnheit verlassen und ist auf und davon. Wir beginnen sie zu suchen. Wir stülpen das Unterste zu oberst – vergebens: sie ist einfach verschwunden. Natürlich ist sie noch in unserem Besitz – aber wo? Wir geben dann schließlich die Suche auf und kaufen uns vielleicht sogar eine billige Ersatzbrille als Übergang; denn

wir wissen ganz genau: es gibt sie noch. – Und dann plötzlich, während wir uns mit etwas ganz anderem beschäftigen, stoßen wir auf sie. Im Wäscheschrank, unter dem Sofa, auf dem obersten Bücherregal! Wir sind glücklich und zufrieden und können die billige Ersatzbrille wieder weglegen. – So ist das Leben! So ist es mit allem. So ist es auch mit der Sprache.

Wir haben vergessen, woher wir sie haben. Wir wissen, dass sie uns gehört. Aber wir haben aufgehört, sie zu suchen. Sie ist ein Teil unseres Lebens, sie ist im wahrsten Sinn des Wortes unser »Eigentum«. Aber das große Verlangen nach ihr, das Bedürfnis, mit ihr vertraut zu sein, wird verdrängt von einer Ersatzsprache. Mit ihr kann man sich zwar verständigen, aber mit dem Herzschlag unseres Lebens hat sie nichts zu tun. In ihr pulsiert ein anderes Leben, eine andere Welt. Es ist die Welt des Erfolgs, der Geschwindigkeit, der schnellen Entschlossenheit – eine männliche Welt! Sie ist immer »online«, sie rast in einer Sekunde siebenmal um die Erde, ist nicht angreifbar weil leblos, ist voller Informationen und eisig. Ihre Kürzel, die sich, wollte man sie sprechen, wie labiale Explosionen anhören, werden nur noch von Chips oder stupiden Fortschrittsgläubigen erkannt.

Mit Sprache hat das alles nichts mehr zu tun. Sprache ist langsam. Sie beruft sich immer auf etwas, das einmal war. »Muttersprache«! Es ist die Mutter, von dem das Kind die ersten beruhigenden oder aufmunternden Laute hört. Die Mutter hüllt das Kind ein in den Singsang ihrer Sprache. Dem Kind wird so die Zeit, für die es keinen Begriff hat, zum Raum – zum Mutterraum. Die Mutter spinnt um das Kind einen mythischen Kokon aus Sprache und der schlüpfende Schmetterling hält seine jungen Flügel in die wärmende Sonne der Erinnerung. Sprache ist Erinnerung. Das ist das ganze semantische Geheimnis.

Die Männer, deren phallischer Mythos stumm ist, haben mit ihrer Muskelkraft die Mütter unterworfen, ihren Mythos zer-

schlagen, sie ans »Waschhaus« geschickt, wo sie die schmutzigen Hemden der Männer und die besudelten Laken ihrer eigenen Überwältigung waschen durften. Und da alle Mütter dorthin kamen und alle sich ihr Elend und die Not ihrer Tage erzählten, nannten die Männer – diese Schwerträger und Kaffeehausschwätzer, weinerlichen Muttersöhne und Atombombenkonstruktoren – sie »schnatternde Gänse«. Und in ihrer Machtbesessenheit übersahen sie das, was gar nicht zu sehen war: die Sprache, überhörten sie, dass das, was sie Geschnatter nannten, die Reste einst so starker mythischer Bilder war. Die Sprache blieb nach wie vor matriarchal. Sprache ist rückbezüglich. Sprache erinnert sich. Sprache ist mütterliches Fest, bräutlicher Tanz und unheldische Vermittlungsbereitschaft. Sprache ist absolut unmännlich.

Sprache ist bedächtig – also bedenkenwert. Das heißt aber auch: sie ist mit Gedanken behaftet, so wie ein Dach mit Schindeln behaftet ist. Heinrich von Kleist (man muss von ihm reden, wenn man von Sprache redet) hat uns ja überzeugt, dass sie, die Sprache, wenn man sich ihrer bedient, also wenn man redet, die Gedanken verfertigt – und zwar *langsam!* Gedanken verfertigen heißt ja nicht nur Gedanken entstehen lassen, es heißt auch, bereits vorhandene Gedanken fertigstellen, sie wachsen lassen, Gestalt annehmen lassen, zu ihrem Kern, »in ihres Herzens Kern« vorzudringen. Und in diesem Kern schlummert noch heute das Geheimnis unserer matriarchalen Herkunft, schlummern noch heute die unauslöschlichen mythischen Bilder vom Werden und Vergehen des Menschen. Darum ist Sprache immer auch ein »déjà-vu«, ein Blick in einer Vergangenheit, die wir selbst gar nicht erlebt haben. Aber wir schmecken sie manchmal auf unserer Zunge. Wir spüren diesen Glottisschlag unserer geschichtlichen und vorge-schichtlichen Existenz.

Die Sprache ist unser Leben. Wenn wir sie töten, sterben wir mit.